

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Band: 55 (1975-1976)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CHINA IM BLICKPUNKT (I)

Die deutschschweizerische Chinaliteratur

Ezra Pound schrieb schon 1918: «Das Chinaproblem ist so gewaltig, dass keine Nation es sich leisten kann, es zu ignorieren.» Pound war dieser Überzeugung, weil «die Chinesen Idealisten und Experimentatoren im Schaffen grosser Prinzipien waren».

Der Europäer und Wiener Friedrich Heer meint, dass jedem Zeitgenossen bewusst gemacht werden müsse, «dass die Chinesen endgültig in die Geschichte Europas eingedrungen sind».

Aber es sei nicht leicht, das andere Sein, die andere Welt und Kultur von China zu verstehen, sagte Max Frisch nach seiner China-Reise im Herbst 1975 mit dem deutschen Bundeskanzler Helmut Schmidt. Er versuchte in einer Diskussion nach der Reise in Stäfa aufzuzeigen, «wie schwer es ist, nicht von unseren Massstäben auszugehen» («St. Galler AZ», 15. Dezember 1975).

Von unserem Verständnis Chinas werde vielleicht unsere Zukunft abhängen, glaubt Wilfried Daim, der Tiefenpsychologe. Am Schluss seines Buches «*Chinesen in Europa*» schreibt er:

«Es werden wesentliche Errungenschaften von China aus in noch stärkerem Masse in die Welt strömen, als dies bisher geschehen ist. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass noch immer bei vielen Chinesen nationale Aggressionen existieren, die sich vor allem gegen die weissen Nationen, die sich ihnen gegenüber als Imperialisten erwiesen haben, aber auch gegen die Ja-

paner richten. Sie werden ihre Aggressionen, Ressentiments und Reserven erst dann aufgeben können, wenn sie durch eine längere Zeit hindurch spüren, dass sich die früheren Herrennationen nicht nur damit abgefunden haben, nicht mehr zu herrschen, vielmehr auch den Aufstieg der Chinesen mit Interesse und Achtung betrachten. Wir sollten uns möglichst rasch auf den geistigen Beitrag Chinas vorbereiten und uns für ihn empfängsbereit machen.»

Wie weit können wir das mit der vorhandenen Chinaliteratur – vor allem auf dem deutschschweizerischen Markt?

1. Belastung der Vergangenheit

Im Zusammenhang mit der neuesten Entwicklung der chinesisch-westlichen Beziehungen wird es täglich deutlicher, dass wir immer noch wenig oder allzu wenig über die Volksrepublik (VR) China, ihr Leben und Denken, ihre Geschichte und Zukunftshoffnung wissen. Aber wir *kennen* die VR China nicht nur schlecht, sondern *machen* sie auch sehr oft schlecht. Für viele sind aus den einst spielerischen Elementen – den Chinoiserien der Barock- und Rokokozeit – die Angstträume über «einen schlafenden Riesen» und die «Gelbe Gefahr» geworden (cf. Daim, S. 80–117).

In vielen Auseinandersetzungen um China geht es eigentlich um etwas anderes. Nach Daim, dem Tiefenpsychologen und Sozialpsychiater, wurde und

wird China sehr oft zu nichts anderem als einer Chiffre unserer politischen Ängste und Befürchtungen, zu einem Symbol des politisch Bösen, zu einem Sündenbock unseres Versagens und zur Verdrängung unserer politischen Probleme. In solchen Fällen geht es gar nicht mehr um Information, sondern um Vorwände. Was jedoch damit für die Zukunft angerichtet wird, kann verheerend sein. China wurde oft zu einer «politischen Abfallgrube», in die man ungestraft alles werfen konnte. So ist Chinas Bild nicht nur schwer belastet – es ist beschmutzt.

In der deutschen Schweiz scheint die Belastung besonders gross zu sein. Diese stammt teilweise von *ausgewiesenen Missionaren* (cf. *Regensburger* [6] und *Rust* [8]), die zweifellos sehr Schweres mitgemacht haben – dies aber weitgehend als Opfer einer tragischen Geschichte, mit der sie – ob sie wollten oder nicht – eng verknüpft waren. Diese Missionare haben zwar lange in China gelebt und gepredigt, aber die koloniale Verflechtung, die politischen und wirtschaftlichen Probleme Chinas nicht begriffen. Sie standen auf seiten der «Imperialisten» und Nationalisten (Kuo-mintang) und somit einer feudalen Oberschicht oder missbrauchten Mittelklasse. Sogar ihre Verfolgungen haben sie kaum sachlich orten können, denn weitgehend ging es ihnen «Peinigern» gar nicht um das Christentum, sondern sie glaubten, in ihnen Zwischenmänner zu den Ausbeutern zu sehen. Die Autoren konnten jedoch mit ihren Erlebnisberichten das «Teuflische des Kommunismus» aufzeigen. In diesem Sinne sind ihre Bücher Bekenntnisliteratur und gehören zum gefährlichen Genre der Apologetik. Über China sagen sie herzlich wenig aus.

Die Verzeichnung Chinas stammt auch vom *Taiwan-Lobby*, das von den USA aus operierte und praktisch das ganze westliche Nachrichtensystem beherrschte. Einen Einblick in diese raffiniert organisierte Manipulation vermittelt das Buch von *Felix Greene* [4]. Obwohl die Schweiz die VR China schon sehr früh und als erster westlicher Staat anerkannt, flossen nicht von dort Quellen der Information über das neue China. Die Massenmedien glaubten lieber und lange den sogenannten objektiven Nachrichten der Agenturen.

Für die deutsche Schweiz entstand wohl die schwerste Belastung des öffentlichen Chinabildes durch die *Tibet-Invasion*. Die Tragödie Tibets wurde zu einer sakrosankten Geschichte. Für viele Schweizer wurde lange Zeit eine Auseinandersetzung mit China auf die Frage nach dem Schicksal des tibetischen Volkes reduziert. So besitzen wir heute noch für den Zeitraum 1965–1975 etwa gleichviel Publikationen über Tibet wie über das Riesenland China. Bücher, die dem ersten Anschein nach über China handeln, entpuppen sich als Tibet-Literatur. So etwa das Buch von *Borer* [1], das «mit 250 Quellenangaben» «ein erschütterndes Bild von den Leiden des tibetischen Volkes» (aus einem Prospekt des Schweizerischen Ost-Instituts, Bern) zeichnet.

Wer voll des Hasses ist, sollte kein Buch schreiben. Und selbst wenn der Gegner «gemein» oder «böse» ist, auch dann noch gibt es zwei Seiten. So kann in noch so vielen Vorworten, Zuschriften und Rezensionen vom «beinahe lückenlosen» Verarbeiten «eines unwahrscheinlich grossen Quellenmaterials» (für Borer's Buch) oder von «einer ungeheuren Fleissarbeit» und einem «kaum zu widerlegenden Indizien-

beweis» (für das Werk des katholischen Geistlichen *Hamburger* [5]) geschrieben werden – diese Bücher sind nicht nur einseitig, sondern geschmacklos, weil sie aus Blindheit und Fanatismus entstanden sind. Hamburgers Buch sei als ein Beispiel genannt. Der Autor «weist nach», dass der ganze Drogenhandel von der VR China beherrscht wird und der systematischen Zerstörung des Westens gilt. Mitte 1975 hat jedoch die amerikanische Drogenkommission all ihre früheren Berichte selbst dementiert: sie seien erfunden gewesen. Die USA hätten bis heute kein Milligramm Rauschgift, das willentlich von der VR China in den Westen geschleust werden sollte, beschlagnahmt. Es wären wohl Chinesen am Drogengeschäft beteiligt – aber dies seien Auslandchinesen. Seit dem Nixon-Besuch hätten amerikanische Stellen solche Gerüchte eingestellt (*New York Times*, 3. August 1975).

Über diese bewusste und gezielte Desinformation steht auch etwas im Buch von *Cortesi* und *Meyer* [2]. Als 1972 elf Schweizer Parlamentarier zwanzig Tage lang die VR China bereisten, wurden sie nachher befragt, ob sich das von ihnen Beobachtete mit den Berichten der Schweizer Presse decke. Der freisinnige Zuger Ständerat Othmar Andermatt antwortete damals: «China war ein abgeschlossenes Land, und dadurch wurde natürlich die Spekulation gefördert. In diesem Sinne glaube ich, dass man nicht objektiv genug orientiert wurde» (S. 72). Der sozialdemokratische Nationalrat Andreas Gerwig sagte offen: «In der Schweiz wurde aus China ein Feindbild gemacht» (S. 72).

Es existierten und existieren immer noch viele Halbwahrheiten, lächerliche Irrtümer, üble Nachreden, Unterschiebungen und Lügen über China und sein

Volk. Es hat zwar nicht an Stimmen gefehlt, die auch in der Schweiz um ein echtes Verständnis rangen und vor dauernden Verteufelungen warnten (Alfred Rasser, Karl Dellberg, Konrad Farner und Han Suyin). Jedoch wurden solche Stimmen bis vor kurzem geflissentlich ignoriert und seit dem Siege der Revolution Maos (1949) oft mit der Behauptung abgewertet, sie wollten um Sympathien für den Kommunismus werben. Eine unpolemische und ernsthafte Auseinandersetzung mit dem kommunistischen China – vor allem, wenn das Resultat positiv ausfiel – galt als Affront gegenüber der westlichen Welt.

Es sei in diesem Zusammenhang an die Reaktionen auf die Chinareise von Alfred Rasser und einiger seiner Freunde 1954 erinnert. In *Franz Ruebs* Monographie [7] finden sich die einschlägigen Dokumente (S. 235–257). Nach seiner Rückkehr wurde Rasser als Kabarettist boykottiert. Sein Mut wurde erst 1972 von den reisenden Politikern (viel zu spät) gewürdigt (*Cortesi*, S. 70).

Seit der Öffnung des Landes (1971/1972) ist plötzlich das Chinainteresse erwacht. Eine Auseinandersetzung hat begonnen. Es besteht ein grosser Nachholbedarf. Nationalrat Franz Jaeger (LdU, St. Gallen) hatte 1972 gesagt: «Aber mehr als falsche Information stört mich die *fehlende* Information, das heisst, dass überhaupt so wenig über China in unserem Land in den Massenmedien orientiert wird.» Damit ist auch das Buch gemeint. Hat der Schweizer von heute mehr in der Hand, um China besser zu verstehen? China öffnete sich dem Westen. Öffnet sich der Westen der chinesischen Herausforderung?

[1] Ernst R. Borer, *China ohne Maske*, Neptun-Verlag, Kreuzlingen 1973 (?).

- [2] Mario Cortesi und Frank A. Meyer, Notizen aus China, Ein Schweizer Lesebuch über die Volksrepublik China seit der Kulturrevolution, Verlag Ernst Gloor, Zürich 1972.
- [3] Wilfried Daim, Chinesen in Europa, Jugend & Volk Verlag, Wien 1973.
- [4] Felix Greene, Listen, Lügen, Lobbies, Übersetzung aus dem Amerikanischen, Jos. Melzer Verlag, Darmstadt 1966.
- [5] Gerd Hamburger, Die Peking-Bombe, Seewald-Verlag, Stuttgart 1974.
- [6] Alois Regensburger, Sie nannten mich Donner, 21 Jahre in China, Steyler-Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen 1961.
- [7] Franz Rueb, Alfred Rasser, Eine Monographie, Verlagsgenossenschaft, Zürich 1975.
- [8] Ambros Rust, Die rote Nacht, Schweizer Missionare erleben den Kommunismus in China, Schweizerische Volksbuchgemeinde, Luzern 1956.

2. Auf der Suche nach dem neuen China

Die erste Begegnung mit dem neuen China findet statt auf Reisen (meist in Gruppen). Eindrücke davon haben sich oft in Büchern niedergeschlagen – wohl gerade deshalb, weil im deutschen Bereich praktisch wenig Sachliches über die Zeit nach der Revolution und deren Sieg 1949 existierte. Eine neue Gattung von Chinaliteratur ist entstanden – und zwar in unglaublicher Fülle. Aber eine Chinareise vermag immer wieder sowohl die Beteiligten wie die Daheimgebliebenen zu faszinieren. Es sieht so aus, als ob die Tradition der Jesuiten zu Beginn der Neuzeit neu aufgegriffen würde (Matteo Ricci: *Histoire de l'Expédition Chrestienne au Royaume de la Chine*, 1617). China ist für den westlichen Menschen immer noch ein Rätsel und immer wieder überraschend.

Nach *Terrill* [23] gibt es zwei China: das der Vorstellung und das der Realität. Objektives und Subjektives sind nicht genau zu trennen. Jeder Besucher findet etwas von sich selbst auf einer solchen Reise. Aber auch die Zeit scheint sich niederschlagen. Die jeweilige Einstellung prägt wohl die Sicht, denn erstaunlich oft sieht der Mensch genau das, was er und seine Zeit glauben. So kommt der Reisebericht von *Lorenz Stucki* [18] noch 1966 zu einem Resultat, «das nicht besonders erfreulich ist», denn «Mao und der Parteiapparat haben China völlig gleichgeschaltet. In diesem Land wird die Geschichte entstellt, wird das Denken des Einzelnen manipuliert und die Persönlichkeit missachtet». (Aus der Einleitung.)

Spätere Reisende sahen es anders. *Stuckis* Buch ist wissenssoziologisch eine Fundgrube. Er – der gefeierte Journalist, dessen Chinabericht laut TB-Ausgabe vom März 1967 in elf Sprachen übersetzt wurde – kann trotz aller Begabung nicht über den eigenen Schatten springen. Er sieht seine eigenen Vorurteile und findet seinen Glauben bestätigt. Gerade weil das Buch so stark verbreitet wurde, muss es auch etwas Verantwortung für unser Chinabild übernehmen. Ein paar Zitate sollen zeigen, was 1966 noch geschrieben werden durfte und heute eine glatte Verleumdung wäre:

«Rotchina ist heute das einzige Land, dessen Führung offen die Auffassung vertritt, dass der Krieg ein taugliches Mittel der Politik sei, geeignet und sogar notwendig zur Erreichung ideologischer Ziele» (S. 9).

«Den Bauern, die sie durch die Verteilung des Bodens für sich gewonnen hatten, nahmen die Kommunisten den

Boden wieder weg und gaben ihn dem parteidirigierten Kollektiv» (S. 20).

«Alle die Besuche von Schulen, Fabriken, Spital, Kunsthandwerksbetrieb usw. enthüllen nicht, sie isolieren, sie umstellen den Horizont mit glatten, lackierten Kulissen. Was die Leute denken, lässt sich nicht feststellen, nicht einmal spüren» (S. 25).

«Das Leben hat alle Möglichkeiten des Glücks, des Aufstiegs, ja des Aufregend-Unerwarteten verloren und damit das Spannende und Interessante, den Zauber und die Faszination des Daseins. Es ist todlangweilig» (S. 27).

«Ein anderer starker und genereller Eindruck – und zugleich eine zusätzliche Ursache der wirtschaftlichen Rückständigkeit – ist die Faulheit» (S. 32).

So geht es leider weiter, durch das ganze Buch hindurch. Wo Stucki andere Fakten zu hören bekommt, gehören sie zu «den zahlreichen offensichtlichen und plumpen Lügen» (S. 44) oder sind «Anlass für Propaganda, Agitation, Polemik» (S. 109). Stucki meint sarkastisch, da China die Wahrheit zu kennen glaube, «braucht es sich um die Realität in fremden Ländern nicht zu kümmern» (S. 109). Aber Stucki wird das Opfer derselben Ansicht. Er weiss die Lösung: «Doch der Sinn für Qualität lässt sich nicht in <grossen Sprüngen> und nicht durch Terror entwickeln, sondern nur durch stetiges organisches, mit viel Geduld gefördertes Wachstum» (S. 42), aber das haben eben die «vermessenen Himmelsstürmer und inkompetenten ideologischen Fanatiker» (S. 143) nicht begriffen.

Kurz vor der Öffnung – zeitlich an einem wichtigen Übergang – steht der erste grosse deutsche Reisebericht von *Mehnert* [21]. Auch er ist wohl in erster

Linie ein zeitgeschichtliches Dokument. Man spürt bei Mehnert auf Schritt und Tritt einerseits den deutschen Historiker und andererseits den ursprünglichen UdSSR-Spezialisten. Dabei ist es ausserordentlich riskant, China zu sehr im Zusammenhang und in der Fortsetzung des sowjetischen Systems zu sehen und zu verstehen. Und noch mehr ist zu bezweifeln, ob die chinesische Wirklichkeit mit dem gängigen historischen Schema überhaupt eingefangen werden kann. Personen, Daten, Ereignisse sind im China der letzten 25 Jahre sekundär.

*

Trotz aller Relativität gibt es in den allermeisten Büchern dieser Art einen gemeinsamen Nenner. Persönlichkeiten aller weltanschaulichen Schattierungen haben China bereist und dabei etwas Erstaunliches vorgefunden – eine neue Welt. Interessant ist festzustellen, wie plötzlich ideologische Differenzen keine allzu grosse Rolle spielen. Das Resultat ist durchwegs positiv – ganz im Gegensatz etwa zur Reiseliteratur über die Sowjetunion anfangs der zwanziger und dreissiger Jahre. Militant Engagierte (Schon) berühren sich mit Konservativen (Mehnert), Liberalen (Galbraith) oder Sozialdemokraten (Terrill), und Presseberichte (Cortesi) mit den Eindrücken sorglos Reisender (Kräuchi), der Wiedersehen Feiernde (Sin-Ren) mit den interdisziplinär Analysierenden (Höhmann, Kosta und Meyer). Ihre Berichte ergeben faszinierende und oft erstaunlich übereinstimmende Einsichten. Wobei etwa der kritische Mehnert trotz all seiner Vergleichsmöglichkeiten mit der Sowjetunion (oder vielleicht gerade deshalb) und seiner kreuzverhör-rischen Akkuratess dem Leser weniger

Einsichten vermittelt als die kritiklos begeisterte Schon oder der einfach ganz sorglos berichtende Sin-Ren.

Das letzte grosse Reisebuch über das «alte» China stammt vom Innerschweizer Dichter *Camenzind* [12]. Dichtung und Erlebnisse fliessen hier ineinander über zu einem beachtlichen epischen Werk, das sich mit jedem Buch der Amerika-Chinesin Pearl Buck messen könnte. Doch ganz wohl fühlt man sich heute nicht mehr dabei – genau so wie bei Pearl Buck ist das ganze Bild zu romantisch und die dahinterstehende Haltung zu paternalistisch.

Aber lieber diese Literatur, die mindestens hineinführt in die sozialen Fragen, als die schöngeistige und kulturschwärmerische einer *Lily Abegg* [9; 10]. Sie besass zwar ein enormes Wissen, stand aber allzusehr in der Tradition von Richard Wilhelm (1873–1930) oder unter dem Einfluss von C. G. Jung (1875–1961), um über eine kulturelle, religionswissenschaftlich-psychologische oder gar symbolistische Betrachtungsweise hinauszukommen. In ihrer klassischen Tradition musste das neue China als reiner Barbarismus erscheinen. Es ist eben viel leichter, die Philosophie eines Konfuzius oder Menzius losgelöst von aller Wirklichkeit abstrakt im Weltraumen zu betrachten, als sie auf ihren Einfluss auf das soziale, politische und wirtschaftliche System hin zu untersuchen.

Stucki [18] versuchte wohl als erster Schweizer in einem Buch dieses mehr materialistische China zu beschreiben. Aber da er – wie wir sahen – ganz von einer individualistischen und ethnozentrischen Betrachtungsweise ausging, konnte er noch kaum einen wirklichen Zugang finden.

Das erste Reisebuch nach der gros-

sen Öffnung ist ein *Gemeinschaftswerk* [14] von Reportern, Fotografen und elf Schweizer Politikern. Es ist auch heute noch ein gutes Ein-Lesebuch. Es ist reichhaltig, wechselt Text mit Bild, Dokumentation mit grafisch gestalteten Merksprüchen ab. Das Buch zitiert Mao reichlich, gibt Ausschnitte aus andern Büchern und Zeitschriften und ist eine wirklich populäre Klein-Dokumentation. Demgegenüber haben die Berichte von *Kräuchi* [17] und *Hürsch* [15] mehr privaten Charakter: sie sind eher moderne Hauspostillen.

Viel mehr als bloss Reiseberichte wollen die beiden Bücher von *Bernhard* [11] und *Keller-Senn* [16] sein. Beide Verfasser haben verschiedene China-reisen hinter sich. Sie versuchen, Erlebtes und Gelesenes, wissenschaftlich Erarbeitetes und persönlich Erfragtes zu einer Art von Gesamtschau oder einem Vademekum für China zu verarbeiten.

Bernhard ist Lehrer für Geographie an der Kantonsschule Zürich. Man spürt den Geographen auch im Vorgehen und Präsentieren des Materials. Das Buch ist wie für die Schule gemacht. Die Bilder sind grossartig. Der erste Teil (S. 11–74) beschreibt im geographischen Sinn Land und Volk, redet von Grenzen und naturräumlicher Gliederung, von Klima und Strömen, von Bevölkerung und Verteilung. Sicher wähnt sich hier der Autor als Geograph im absolut sachlichen und faktischen Bereich und ahnt nicht, welche politischen Probleme er angeht und zum Teil auch verkennt. Die Frage der Grenzen, von Tibet, Taiwan oder selbst des Bevölkerungswachstums kann nicht mehr «nur so» angegangen werden. Dieser erste Teil steht im Kontrast zum zweiten («So lebt China heute»), wo gute Einblicke

in den Aufstieg vom Elend zur Armut, in die Grüne Revolution, in die Familie von heute, das Erziehungswesen und den chinesischen Alltag gegeben werden. Bernhards Buch gehört zu den besten der von Schweizer Autoren und Verlegern vorgestellten Chinabücher der letzten Jahre. Gerade die etwa 100 Fotografien tragen zu einem realistischen Chinabild bei.

Keller-Senn hat ein ähnliches und ebenbürtiges Werk verfasst. Kommt bei Bernhard der Geograph, so bei Keller-Senn eher der Historiker und Philosoph zur Geltung. Er führt uns durch die Geschichte und gibt ein Brevier der Gegenwart. Das heutige China wird ebenfalls in vielen Bildern (vom Autor und vom Fotografen Peter Frey) festgehalten. In ihnen kommt neben schwerer Landarbeit in Kommunen und hektischem Stadtbetrieb auch das «lachende China» der Menschen im Alltag zum Ausdruck, die Fröhlichkeit, die unabhängig von Politik und Wirtschaft eine der grossen Stärken Chinas ist.

*

Der westliche Mensch ist skeptisch. Der Reisende selbst mag nach einigen Wochen der Überzeugung sein, dass er doch etwas von der Realität mitbekommen hat. Aber der Daheimgebliebene und lange propagandistisch Bearbeitete hegt seine Zweifel: Wird der Tourist nicht am Gängelband geführt und wird ihm nicht nur ein Potemkinsches Dorf präsentiert? Dazu kommt die grosse Barriere der chinesischen Sprache. Das Buch des schweizerischen Exilchinesen und Mitarbeiters am Pharmakologischen Institut der Universität Zürich, *Chang Sin-Ren* (geboren 1931) [13], hatte wohl gerade deshalb einen erstaunlichen Erfolg, weil der Autor ein Chinese, mit

Verwandten in China, und der chinesischen Sprache mächtig ist.

Seine Rückreise nach 25 Jahren enthüllt keine Sensationen – ausser der einen: der Alltag ist friedlich und sinnvoll geworden. Die Eindrücke im kommunistischen China sind viel positiver als unter dem niedergehenden Kuomintang-Regime, das er fast bis zum bitteren Ende erleben musste. Sin-Ren staunt immer wieder über die grosse Freiheit (S. 89), die der Einzelne in diesem System geniesst. Sin-Ren hat sich als Student für ein besseres China eingesetzt. Was er jetzt erlebt, ist ein grosser Schritt vorwärts. Aber noch mehr wird es so von den älteren Leuten empfunden. Seine alte Mutter ist glücklich.

Den Spezialisten mag es nach soviel Reisebeschreibungen und Chinaliteratur überraschen, dass ein so einfach geschriebenes Bändchen, das eigentlich überhaupt nichts Neues bringt und China beinahe kindlich harmlos angeht, in der Schweiz in kürzester Zeit zum Bestseller werden konnte. Abgesehen davon, dass Sin-Ren den Lesern als Naturwissenschaftler unverdächtig ist, kommt dazu, dass hier einer reist und schreibt, der einem hilft, das eigene Gesicht zu wahren. Auch Sin-Ren musste einige Ansichten revidieren. Durch ihn haben plötzlich auch andere Reiseberichte mehr Glaubwürdigkeit erhalten.

Ob es wohl an der englischen Sprache oder an der journalistischen Tradition liegt, dass die besten Reisebücher aus dem angelsächsischen Bereich stammen? Nach meiner Ansicht zählt dazu *Ross Terrill* [23], der als Begleiter des australischen Politikers Whitlam im Sommer 1971 zum zweiten Male und für 40 Tage mehr als andere Touristen sah. Dazu beherrscht Terrill als Sino-

loge auch noch das Chinesische. Mit ungemeiner Akribie stellte er ein Mosaik von Analysen, Argumenten und Urteilen, von aufmerksamen Beobachtungen und intensiven Gesprächen zusammen. Terrill ist ein Bewunderer der Leistungen des neuen Chinas, aber bleibt trotzdem sachlich und gibt sogar zu, dass er so nicht leben könnte. Terrills Buch rückt in die Nähe von Edgar Snows Werken. In diesem Sinne reisst es uns aus der Rolle des reinen Beobachters heraus: «Die Chinesen beginnen, uns einige Fragen zu stellen. Zweifellos werden diese ebenso seltsam sein wie manche unserer Fragen über China ... Was wir von China halten, wird ein bisschen weniger wichtig, und was China von uns hält, wird ein bisschen wichtiger werden.» Diese Entwicklung vollzieht sich bereits. Dazu brauchen wir die Hilfe seriöser Bücher wie desjenigen von Terrill.

Ebenso hat das Buch von *Galbraith* [19] Beachtung gefunden – besonders die letzten 24 Seiten, wo er, in Paris angekommen und vor seinem Weiterflug, versucht, das chinesische Wirtschaftssystem kurz zu analysieren. Seine Notizen sind geistreich und gelten bereits als klassisch. Er stellt zuerst einmal sachlich fest: «Es kann kein ernsthafter Zweifel daran bestehen, dass sich in China ein sehr leistungsfähiges Wirtschaftssystem entwickelt.» Er rühmt das chinesische System als flexibler, praktischer, dynamischer und qualitätsfördernder als das System der andern kommunistischen Staaten. Vor allem bewundert Galbraith die chinesische Arbeitsmethode, wie China mit dem Problem der Arbeitslosigkeit fertig wurde, und die neue Organisation in der Kommune. «In China greift alles richtig ineinander» (S. 151). «Die chi-

nesische Wirtschaft ist nicht die Zukunft Amerikas oder Europas. Aber sie ist die Zukunft Chinas. Und daran sollte niemand zweifeln: Für die Chinesen funktioniert diese Zukunft» (S. 152).

Galbraith bleibt jedoch «der grosse Liberale», der brillant schreibt, mit scharfem Geist analysiert und Schlussfolgerungen zieht – jedoch für die Chinesen und nicht für uns, unsere Gesellschaft und unsere Wirtschaft. Galbraith bewundert China, aber relevant für ihn, den Westen oder für uns wird es nicht. Zu tieferen und vor allem gesellschaftspolitischen Fragen dringt er nicht vor.

Als Antipode zu Galbraith könnte *Jenny Schons* Reisebericht [22] gelten. Sie reiste 1972 während eines Monats durch China und versuchte, den Geist des Volkes aufzuspüren. Sie hält ihn auch im Untertitel fest: «Im Vertrauen auf die eigene Kraft.» Sie hat sich zudem als Reisemotto einen chinesischen Spruch genommen: «Nur auf das zu schauen, was einem vor der Nase liegt, ohne Rücksicht auf die lange Sicht, nur an sich selbst denken statt ans Ganze, das ist der allergrösste Verlust.» Sie versteht den Chinesen vor allem als soziales Wesen und entdeckt dabei etwas vom Geheimnis dieses gigantischen Aufbaus in so kurzer Zeit: das chinesische Selbstvertrauen.

Als ein fast wissenschaftliches Reisebuch können die *Reiseprotokolle* [20] einer deutschen Touristengruppe von Sozialwissenschaftlern gelten. Die Reisenden hatten sich sehr gut vorbereitet, einen Fragebogen von 17 Seiten über Beschäftigung, Löhne, Landwirtschaft, Industrie, Urbanisierung, Umwelt, Handel, Management, Planung, Erziehung und Medizin zusammengestellt. Auf den 25 Besuchen von industriellen Betrieben und landwirtschaftlichen

Kommunen, akademischen und sozialen Institutionen, Parteiführern und Politikern wurden diese Fragen systematisch gestellt. So ist aus einem dreiwöchigen Besuch sehr viel an Details herausgekommen.

Aber mit Details allein ist China heute nicht zu erfassen. Zwar sind sie hilfreich. Wer aber nicht über sie hinauskommt und zu den chinesischen Wertvorstellungen (cf. Schon) vorstösst, wird immer vor einem Rätsel stehen. Vielleicht wird die von *Max Frisch* (wohl bald) erscheinende Reisebeschreibung dorthin vorstossen. Oft können Dichter und Künstler neue Welten und Werte besser erfassen als Politiker und Ökonomen. In einer (bereits erwähnten) ersten Plauderei in Stäfa hat Frisch von diesem anderen Denken geredet – einem Denken, das über unseren Ökonomismus hinausziele. Die Priorität habe in China die sozialetische Idee. Maos Politik sei eine «Politik mit Transzendenz». Das Wichtigste scheint Frisch zu sein, dass es den Chinesen nicht um «besser leben» in unserem Sinne, sondern «um ein besseres Zusammenleben» gehe.

Schweizer Reisebücher

- [9] Lily Abegg, *Im neuen China*, Zürich 1957.
- [10] Lily Abegg, *Vom Reich der Mitte zu Mao Tse-tung*, Bucher-Verlag, Luzern, Reihe «Zeitgeschichte im Bild», 1966.
- [11] Hans Bernhard, *China heute, Das Wiedererwachen eines Giganten*, Verlag Stocker-Schmid, Dietikon-Zürich 1974.
- [12] Josef Maria Camenzind, *Da-Kai*, Herder-Verlag, Freiburg i. Br. 1959¹, 1962².
- [13] Chang Sin-Ren, *Als Chinese nach China, Wiedersehen nach 25 Jahren*, pendo-verlag, Zürich 1974.
- [14] Mario Cortesi und Frank A. Meyer, *Notizen aus China, Ein Schweizer Lesebuch über die Volksrepublik China seit der Kulturrevolution*, Verlag Ernst Gloor, Zürich 1972.
- [15] Erhard Hürsch, *China, Eine kleine Führung durch ein grosses unergründliches Land*, Selbstverlag: Tibet-Institut, Rikon o.J.
- [16] Carl J. Keller-Senn, *China*, Glock und Lutz, Nürnberg 1974.
- [17] Walter Kräuchi, *Das neue China, Reiseeindrücke*, Ildefons-Verlag, Olten 1973.
- [18] Lorenz Stucki, *China – Land hinter Mauern*, Droemer Knauer, München 1967. (Taschenbuchausgabe)

Zum Vergleich einige wichtige andere Reisebücher:

- [19] John Kenneth Galbraith, *China, Impressionen einer Reise*, Droemer Knauer, München/Zürich 1973.
- [20] Hans Hermann Höhmann, Jiri Kosta, Jan Meyer, *China '74, Reiseprotokolle zu Wirtschaft und Gesellschaft der Volksrepublik*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Köln 1974.
- [21] Klaus Mehnert, *China nach dem Sturm, Bericht und Kommentar einer Reise*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1971. (TB-Ausgabe: dtv 882, 1973.)
- [22] Jenny Schon, *China: Im Vertrauen auf die eigene Kraft, Reisebericht einer Genossin*, Oberbaumverlag, Berlin 1973.
- [23] Ross Terrill, *800 Millionen, China ganz nah*, Hoffmann und Campe, Hamburg 1972. (TB-Ausgabe: Goldmanns Gelbe TB 7009, 1974.)

Al Imfeld

Im nächsten Heft stellt Al Imfeld Selbsterfahrungen, Memoiren und Fachbücher zum Thema China vor.

DER SCHWIERIGE KONSERVATISMUS

Zu einer Publikation von Gerd-Klaus Kaltenbrunner

Im Bereich des Ästhetischen laufen die wichtigsten Unterscheidungen darauf hinaus, ob etwas schön oder hässlich ist, im Wirtschaftsleben ob etwas rentabel ist oder nicht, und in der Politik drängt sich immer mehr, wie der Politologe Niklas Luhmann feststellte, das Gegensatzpaar «konservativ-progressiv» als entscheidendes Orientierungsmuster in den Vordergrund. Freilich besteht ein markanter Unterschied: Während das Schöne und das Rentable gegenüber ihrem jeweiligen Pendant mit eindeutigen Präferenzen ausgestattet sind, gelten in der Politik die konservative und die progressive Version an sich als gleichwertig – was nicht heissen soll, die politische Tagesstimmung lasse nicht ihre kurzlebigen Launen spüren. Eine Zeitlang kursierten ja progressive Angebote eindeutig höher als die konservativen Äquivalente. Und mit der Tendenzwende, jenem publizistisch vielbeschworenen Kuriosum, erlebte der konservative Part eine eigentliche Hausse, so dass sich mittlerweile selbst im stimmungsmässigen Hintergrund beide Teile ungefähr die Waage halten.

Sodann verbürgt der Konservatismus das Reelle und Biedere diverser Verhaltensweisen. Es ist momentan ganz chic, den eigenen Lebensstil mit einiger Diskretion als «etwas konservativ» zu bezeichnen, wobei man sich darunter von einem distinguierten «Savoir vivre» bis zu bäurischer Bedachtsamkeit so ziemlich alles vorstellen kann. Er vor allem, der Konservatismus als Verhaltensweise, wurde in den letzten Jahren in allen möglichen Schattierungen entdeckt.

Konservatismus als politisches Orientierungsmuster, Konservatismus als Verhaltensweise; kommt noch hinzu: Konservatismus als umfassende politische Theorie. Bei hochgeschraubten Ansprüchen sollte er ungefähr Ranggleiches zum wissenschaftlichen Sozialismus liefern, bei bescheideneren Anforderungen möchte man für ihn immerhin noch die Preisklasse der Patristik reklamieren; er entspräche dann einem assortierten Denkangebot, das sich grosso modo in der gleichen Richtung bewegt, ohne derweil eine zusammenhängende und aufeinander abgestimmte Lehre zu sein.

Was wundert's, wenn ein Wort bei so verschiedenartigen Bedeutungen etwelche Schwierigkeiten bereitet, zumal es für viele ja noch mit dem «Ludergeruch der Reaktion» behaftet ist? *Gerd-Klaus Kaltenbrunner* belegt mit seinem neusten Buch¹ die Schwierigkeiten, die der Konservatismus als theoretisches Potential in sich birgt. Seit Mitte der sechziger Jahre beschäftigt sich der aus Wien gebürtige Publizist mit diesem Phänomen, und zwar auf jene kluge und originelle Art, die am ehesten einem Thema, das in anrühiger Obsoletheit versunken war, zur gewagten Reaktualisierung verhelfen konnte. Der Versuch ist denn auch, soviel hat sich inzwischen abgezeichnet, gelungen. Seine geistesgeschichtlich ausgerichtete Optik wird weder durch theoretisch kaschierte Vergangenheitsbewältigung noch durch national inspirierte Sehnsüchte getrübt, dafür ist sie in einem erstaunlich breitgefächerten Spektrum durch das aktuelle Geistesleben ge-

schärft. Die nun vorgelegte Bilanz, die sieben Essays zur Theorie des Konservatismus und die gleiche Anzahl porträtistischer Darstellungen belegen denn in ihrer eloquenten Art einmal mehr, dass Kaltenbrunner wohl der interessanteste deutschsprachige Vertreter der konservativen Sache ist.

Die Porträts allerdings hätten ihm kaum den Ruf eingebracht, «one of Europe's leading theorists of conservatism» zu sein. Abgesehen davon, dass Friedrich Glum sich in diesem Genre eher überzeugender bewährt hat, tritt der billige Staffage-Charakter einiger Darstellungen nur allzu unverhüllt zutage. Kierkegaard als Konservativer? Nun gut, wenn man sich mit der bescheidenen Freude zufrieden gibt, dass man eine Geistesgrösse mit Müh und Not in einem konservativen «Ahnenkabinett» untergebracht hat. Unverkennbar wird hier das Wort «konservativ», und nur das schale Wort, sozusagen als Hort magischer Kraft kultiviert. Bei dem geglücktesten Porträt dagegen – es ist zugleich das jüngst geschriebene, was auf eine erfreuliche Entwicklung hindeutet –, bei Vilfredo Pareto, werden die Umriss eines geistigen Vermächtnisses skizziert, welches nicht bloss in konservativen Kreisen einer nachholenden Aufmerksamkeit bedürfte.

Das vordringliche Interesse konzentriert sich aber auf die theoretischen Abhandlungen. Was soll und will der Konservatismus als Theorie? Eine der neusten Antworten, mit welchen Kaltenbrunner seine ständig modifizierten definitorischen Zugänge sucht, lautet: «So ist der Konservatismus eine sehr komplexe Philosophie. Er hat einen ökologischen Ansatz, benützt die Argumente einer realistischen Anthropolo-

gie, denkt in Ordnungen und Institutionen, bejaht sogar, *horribile dictu*, einen gewissen Grad menschlicher Entfremdung und versteht sich dennoch auch als eine Philosophie der Freiheit... Er umfasst mehrere Disziplinen: eher männliche, die an die Bedingungen intakter Institutionen erinnern, und mehr weibliche, die unsere Sensibilität für das evolutionäre Spiel der Natur... wecken. Er hat eine empirische, eine historische, eine rationale und ... eine mystische Dimension.» Schwierigkeiten? Soviel bestätigt der vorliegende Band: Kaltenbrunner vermochte im Laufe seiner zehnjährigen Tätigkeit die Schwierigkeiten, die ihm das Thema Konservatismus aufgebürdet hatte, nicht vollumfänglich zu lösen; und zwischen den Zeilen beschleicht einen zudem der Eindruck, sie seien überhaupt nicht zu lösen – keineswegs etwa wegen Kaltenbrunners persönlichem Unvermögen, sondern wegen der aussichtslosen Art des Unterfangens selbst.

Ein einziger prinzipieller Einwand soll angeführt sein: Hält Kaltenbrunner, wie er dies in der Einleitung tut, den Gegensatz «konservativ-progressiv» für ein grundlegendes Orientierungsmuster von zwei Haltungen, die sich gegenseitig bedingen und einander ergänzen, nimmt er mithin jene Position ein, wie sie bei Luhmann zum Ausdruck kommt, dann dürfte es schwierig sein, dem Konservatismus zusätzlich noch einen Bereich als eigenständiger Lehre zuzuweisen. Ferner: Wenn Kaltenbrunner der Ansicht ist, kein Konservativer könne heute so tun, als lebte er gleichzeitig mit Burke oder Friedrich Julius Stahl, so hat dieser Einwand seine Berechtigung vermutlich in einem umfassenderen Sinn als nur in bezug auf die zeitliche Dimension, nämlich auch in bezug auf die

räumliche. In einer extrem progressiv orientierten Gesellschaft kann schon längst als konservativ gelten, was in einer konservativen Gesellschaft noch als progressiv taxiert wird. In der Sowjetunion braucht, so man es einermassen plastisch formulieren will, noch lange nicht konservativ zu sein, was sich handkehrum in den Vereinigten Staaten höchst konservativ ausnimmt. Was aber ist dann den verschiedenen konservativen Engagements noch gemeinsam? Nun, ihre Gemeinsamkeiten basieren wohl lediglich auf ähnlichen Verhaltensweisen – natürlich eher statischen denn dynamischen – und allenfalls einem ähnlichen Menschenbild; sie basieren auf – das Wort will jetzt gesagt sein – metatheoretischen Gemeinsamkeiten, während die jeweilige Theorie alles andere als konservativ ist. Im nachhinein, im Begründungsverfahren, im Kontrast zu einer andern Version kann sich eine Theorie als konservativ herausstellen. Es tritt der Liberalismus in konservativem und progressivem Gewand auf, ebenso der Sozialismus, und Theorien wie der Thomismus offerieren gleichfalls zwei Versionen. Die jeweiligen Theorien sind jedoch selbstredend liberal, sozialistisch oder thomistisch; erst im Kontrast zum progressiven Spiegelbild zeichnen sich die konservativen Konturen beispielsweise einer liberalen Theorie ab. Neuste Publikationen, man denke an Eppler, Dahrendorf oder Biedenkopf, manifestieren mit gewünschter Deutlichkeit, wie der Konservatismus zusehends in den diversesten Theorien entdeckt wird, freilich nicht als eigen-

ständiger Korpus, sondern als Aktualisierung von Verhaltensweisen, als Korrektiv zum progressiven Pendant. Die Dichotomie «konservativ-progressiv» findet gerade deshalb eine omnipräsente Verwendung, weil sie selbst nicht ein inhaltsbezogener, sondern bloss ein schematischer Gegensatz ist.

Das Fazit also: Der Konservatismus als eigenständige Theorie «bleibt weiterhin Theorie», als Metatheorie hingegen kommt er allerorten vor? Und Kaltenbrunners Aktualisierungsversuch des Konservatismus wäre demnach zweifellos gelungen, sein Versuch einer Grundlegung konservativer Theorie dagegen gescheitert? Die weiterführende Antwort wird möglicherweise, dies ist bei Kaltenbrunners fruchtbarer Aktivität nicht auszuschliessen, von ihm selbst nachgetragen. Vorderhand ändern die eben vorgebrachten kritischen Bemerkungen nichts an der verdienstvollen Tatsache, dass sich Kaltenbrunner in geistreichem Nonkonformismus, in erfrischendem Alleingang während Jahren mit einer Materie beschäftigt hat, die als «cash flow» zwar lediglich ein Wort abwarf, die aber, dank dessen kräftigen Impulsen, einen derart regen Umsatz erreicht hat, dass die Auswirkungen mittlerweile überall, ausser in einer eigenen Theorie, spürbar werden.

Paul Widmer

¹ Gerd-Klaus Kaltenbrunner, *Der schwierige Konservatismus, Definitionen, Theorien, Porträts*, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Herford und Berlin 1975.

ACHTZIG REICHE MAGERE JAHRE

Wir dürfen *Traugott Vogels* nach seinem Tode (31. Januar 1975) erschienenen Werk «*Leben und Schreiben, Achtzig reiche magere Jahre*» als Vermächtnis bezeichnen¹. Dass es autobiographische Aufschlüsse vermittelt, war zu erwarten und zu wünschen. Als bewegende Überraschung aber ist zu nennen, wie sehr sich der Autor ins hintere Glied zurückzieht und einer Anzahl von Weggenossen den Vortritt einräumt, von ihnen mitmenschlich, freundschaftlich einfühlend, immer hilfreich Wesentliches, das heisst ihr Wesen Aufschlüsselndes mitteilt. Wie liebend er sein Vermittleramt ausführt, gehört zum besonderen Reiz des Buches und gibt ihm über den Tag hinaus Wert und Gewicht. Wer immer sich heute und künftig ins Bild unserer schweizerischen Literatur um die Mitte des 20. Jahrhunderts vertiefen will, wird Traugott Vogels Buch als willkommene Auskunft er begrüssen und darin für allfällige eigene Darstellungen unschätzbare Werkmaterial finden. Was Vogel teils aus treuer Erinnerung, teils aus tagebuchartigen Aufzeichnungen herausholt, ergibt eine farbige Spiegelung des von ihm erlebten Zeitabschnittes.

In seinen «Bildern» möchte er nicht des Überschwangs bezichtigt werden. Wo ihm hohes Lob gerechtfertigt scheint, holt er Zeugen herbei, zitiert er den Geschilderten oder Urteile von Zeitgenossen, wobei er in der Wahl der Zitate äusserst geschickt vorgeht, so gleich zu Anfang, wenn er uns *Edwin Arnet* als den «Anwalt des Unscheinbaren» darstellt. Da erhält Anekdotisches charakterisierendes Gewicht. Mitten in einer verwildernden Zeit zeigt er uns Arnets unzeitgemässes «Feingewicht der Güte» und flicht auch – das

gilt für alle von ihm gewählten Gestalten – biographische Einzelheiten in die Darstellung ein. Mitleiden sei Arnets eigentliches Thema gewesen. Auf Seite 25 heisst es von ihm: «Er stürmte keine Barrikaden, übersprang keine Schranken, aber er entdeckte im trennenden Gehege den schmalen Durchschlupf. Er führte das Gerechthein als Waffe.» Wer diesen Frühverblichenen noch persönlich gekannt hat, weiss Vogel Dank für seine liebende Darstellung.

Nachdenklich stimmt das als Reuebekenntnis anmutende Kapitel «Uneingesetztes Leben». Hier erzählt Vogel von seinem einstigen Deutschlehrer Professor Hermann Bodmer und verschweigt nicht seine in jungen Jahren gehegten Vorbehalte gegen den «bürgerlichen», von den Brüdern Bodmer betreuten Lesezirkel Hottingen, mündet dann aber in das Geständnis: «Im Grunde genommen war ich ja gar nicht so antibürgerlich.» Heimatliche Landschaft und militärische Erinnerungen geben dem Kapitel zusätzliche Farben.

Gleich vier getrennte wesentliche Abschnitte, die sich zu einem Ganzen hätten bündeln lassen, widmet Vogel seinem wohl engstverbundenen Freund *Albin Zollinger*. Nirgends so wie in diesen Kapiteln erweisen sich des Autors Mitteilungen als unentbehrliches Material für eine möglicherweise geplante Zollinger-Monographie. «Voll Wahrheit des Symbols» ist der den Junglehrer Zollinger behandelnde Abschnitt betitelt. Zollingers Grenzbesetzungsdienst wird aufgeblättert (Tagessold achtzig Rappen! Keine Lohnausgleichskasse für Wehrmänner) und erinnert die älteren Leser an Zustände aus jener Zeit des Ersten Weltkrieges. «Pax in Uniform»

betitelt sich der zweite Abschnitt. Er zeigt uns Albin Zollinger als Soldat. Auch hier hält sich Traugott Vogel gewissenhaft an zuverlässiges Quellenmaterial, nämlich an unmittelbare, dem jeweiligen Tag entsprungene Aufzeichnungen Zollingers, und liefert uns so aufschlussreiche Bilder jener Grenzbesetzungszeit, wozu allerdings Zollinger die hauptsächlich ihn charakterisierenden Farben liefert. «Zwischen Phantasie und Fleisch» heisst der über Zollingers Beziehung zur Frau, zur Ehe, Auskunft erteilende Abschnitt, Seiten, die man nicht ohne starke Ergriffenheit in sich aufnimmt. Wir lesen da Zollingers Geständnis: «Bis zu meinem zweiunddreissigsten Lebensjahr habe ich eine Frau auch nicht einmal geküsst – nun will ich nicht noch einmal dreissig Jahre in Träumen und Moralität und mit Staun- augen zuwarten, bis <die grosse Sache> kommt – ich fresse lieber wie eine schmutzige Taube aus der Hand.» So verschwistern sich bei Zollinger Liebe und Leid, wie das nur in so erbarmens- würdigem Ausmass einem «Dünnhäu- ter» zustossen kann. Ohne falsche Scheu und vorbildlich behutsam rundet Vogel dieses heikle Kapitel zu einer gültigen Berichterstattung im vierten und letzten Abschnitt, betitel «Ohne Antlitz mildes Lächeln». Hier erzählt uns Vogel Albin Zollingers Hinschied, und hier steht auch ein Satz (Seite 227), den wir nicht über- sehen dürfen: «... keiner kann sein (Zollingers) dichterisches Werk in der zwar ausgeglühten, keineswegs schlak- kenlosen Reinheit verstehen und wer- ten, der sich nicht mit seiner zivilen Ver- hetztheit und beinahe krankhaften Leid- sucht vertraut gemacht hat», ein Satz, der uns auch als Beweisstück für Trau- gott Vogels Sprachvermögen dienen mag. Er wäre der berufene Mann ge-

wesen, Albin Zollingers Lebensbild zu zeichnen.

Unter dem Titel «... zu tadeln, wo man lieben möchte» entwirft Vogel in gut überlegten Strichen ein Bild von *Eduard Korrodi*, der als Feuilletonredak- tor der «NZZ» Jahre hindurch als lite- rarischer Papst der deutschen Schweiz geschätzt und gefürchtet war. Auch hier bewährt sich Vogels besondere Gabe, das menschlich Liebenswerte seiner Ge- stalten herauszumeisseln. Lässt sich Menschlichkeit und Wohlwollen mit dem Beruf des unabhängigen Kritikers vertragen? Diese Frage beantwortet Vogel mit der Behauptung, Korrodi habe die Gegensätze Schärfe und Milde zu vereinbaren gesucht. Die Erinnerung an Korrodi veranlasst Vogel, von Albin Zollingers kurzlebiger Monatschrift «*Die Zeit*» und von Walter Muschgs «*Annalen*» zu sprechen, die weder Kor- rodos Beifall noch Unterstützung fan- den. Kein Feuilleton, noch so liebevoll verwaltet, dürfe mit einer öffentlichen Anlage verglichen werden. Hier meint Vogel, um so dringlicher erhebe sich die Forderung nach einem unabhängigen Organ, nach einer gesamtschweizeri- schen literarischen Zeitschrift, einer Sammelstelle für Arbeitsergebnisse des wagefreudigen, jenseits der Parteipolitik erregten, aufgeregten Nachwuchses. Im Korrodi-Kapitel steht ein Satz Traugott Vogels, den zu zitieren man beiden schuldig ist, dem Schilderer wie dem Geschilderten: «Diesen Mut hat Eduard Korrodi, im Niemandsland zwischen kriecherischer internationaler Weltsüch- tigkeit und stumpfer selbstverliebter Bodenbrunst kämpfend, während drei Jahrzehnten eingreifender wirtschaft- licher, politischer und kultureller Wand- lungen auf vorgeschobenem Posten be- zeugt.»

Der Brückenschlag von einem Kapitel zum andern ist nicht immer sofort erkennbar, doch bemüht sich Vogel um Zusammenhänge und flicht, wo immer es angeht, das Beziehungsnetz. «Das Letztunmögliche» nennt er das Kapitel über *Walter Muschg*. In der Nachbarschaft dieser Hauptgestalt tauchen Namen auf von geistig schaffenden Zeitgenossen. Genannt werden Walter Lesch, Walther Meier, Karl Stamm, Max Pulver, der Maler Eduard Gubler. Die Hauptgestalt Walter Muschg zeigt uns Vogel am Steuer seines Autos, am Orgeltisch der Kirche Weiningen und lässt uns so den Menschen Muschg erleben. «Es war nie in meiner Absicht und nicht in meinem «Vermögen», gesteht er, «hier die Gestalt des wissenschaftlichen Forschers, Denkers und Lehrers nachzuzeichnen», unterstreicht aber die «durchbrechende Kraft dieser Phantasie, der er (Muschg) ein Leben lang Fesseln angelegt und die er in die Wissenschaftlichkeit gebändigt hat.» Von Muschgs «Tragischer Literaturgeschichte» ist nirgends die Rede.

Im Zusammenhang mit Muschg erwähnt er den erbitterten Zwist zwischen diesem und Ernst Balzli wegen dessen Gotthelf-Mundartbearbeitung fürs Radio. Lesenswert ist Vogels Bericht über sein Gespräch mit Adolf Schaer-Ris, der von Vogel gern eine Stellungnahme über das von Muschg als Verballhornung bezeichnete Unternehmen Balzlis erfahren hätte. Vogel vermeidet jedes flüchtige Geplauder, schildert aber spannend und mit leisem Unbehagen die damaligen Vorkommnisse.

Im Vorübergehen verweilt der Autor bei einem in Vergessenheit Geratenen, dem mit achtunddreissig Jahren in Davos gestorbenen *Rudolt Utzinger*. Die Unbekanntheit des Geschilderten faszi-

niert dermassen, dass es Leser geben mag, die just dieses Kapitel ein zweites Mal vornehmen. Den Kopf des Vergessenen hat Traugott Vogel in einer Bleistiftskizze festgehalten, die neben seinem Selbstbildnis und anderen Ergebnissen seiner Zeichenkunst dem Buche beigegeben ist.

Tiefer ins Autobiographische, in eine nachdenkliche und kritische Selbstschau, greift der Autor im Kapitel «Dienstverweigerer» (*Paul Kessler* und *Albert Ehrismann*). Ungewöhnlich spürbar beschäftigt ihn das Thema, zwingt ihn zur Auseinandersetzung mit dem ganzen Komplex «Militärdienst». So nennt er zum Beispiel die Uniform einen «Bastard aus Sträflingskleid und Ehrenkluft» und betrachtet es als sein besonderes Verdienst als Wehrmann, «eine Leistung, auf die ich mir nicht wenig einbildete: Mein Einstehen für Dienstverweigerer ..., die Berechtigung, für andere, die von weniger robuster seelischer Bauart waren, vor den Militärgerichten als Zivilverteidiger und Rechtsfertiger ihrer Dienstuntauglichkeit aufzutreten». Zu zweien Malen versah er dieses Amt mit unterschiedlichem Erfolg. Ein rührend schöner Brief Albert Ehrismanns aus seiner damaligen Haft bedeutet eine willkommene Aufwertung des Kapitels. Vogel selbst war ein pflichtbewusster Wehrmann, Fourier seines Zeichens, und erkannte klar die komplexe Vielschichtigkeit des Problems.

Haftende Erlebnisse im Schatten des Weltgeschehens waren für Vogel die Begegnungen mit zwei Emigrantinnen, mit *Irmgard von Faber-Du Faur* und mit *Lisa Tetzner*. In diesen Berichten zeigt sich, wie er den kleinsten Szenen dichterischen Gehalt zu geben weiss. Was er über Irmgard Faber-Du Faur (Frau

Mannheimer) aussagt, lässt sich Wort für Wort auf ihn übertragen: «Sie (er) trägt die Poesie an die Dinge heran, sie (er) deckt das Poetische an den Dingen auf und macht es sichtbar.» Zur nicht minder ergreifenden Berichterstattung rundet sich der Bericht über Lisa Tetzner und ihren Mann Kurt Kläber. Was hier alles auf diesen Seiten einbezogen wird an erregendem Geschehen jener bösen Jahre ist ein packendes Beispiel für Vogels Erzählergabe.

Sinnvoll fügt sich dem Vorausgegangenen das Kapitel «Der Auszug» an. Das war auch der Titel einer von Vogel geplanten Sammlung von Emigrant Lyrik, die dann von der Zensurbehörde vereitelt wurde. Des Autors Tätigkeitsdrang verzweigt sich. Er stellt sich der NHG, hat als Redner an Bundesfeiern im Ausland (Stuttgart und Frankfurt) aufzutreten, möchte die gestörte Kulturgemeinschaft zwischen Deutschland und der Schweiz ins Gleichgewicht bringen und hat allen Grund, über die «kleinliche Bemündelung» des freien Wortes zu klagen. Ohne Sentimentalität, aber in knappen harten Strichen, die den Rest einer Erbitterung spüren lassen, erzählt er unter der Überschrift «Einer namens Neumann» mit Zuhilfenahme von Briefdokumenten als Beispiel für viele das Schicksal eines einzelnen Flüchtlings jener düstern Zeit.

Hie und da fürchtet man, Vogel sprengt den Rahmen eines geschlossenen Berichtes, weil er thematisch Kulissenwechsel vornimmt. Man bleibt ihm aber gerade für seine Absicht dankbar, in sein letztes Buch ein möglichst lückenloses Inventar unterzubringen. So verstehen wir denn auch seine Flucht ins Maquis der Mundart, gerade im Augenblick, da der Schatten von Norden bedrohliche Form annimmt. «Daheim in

der Muttersprache» betitelt er diese Seiten: «Nicht nur steht die Sprache in meiner Obhut, ich stehe ebenso in der ihren.» Der Herausgeber der «Schwyzer Schnabelweid» holt in diesem Kapitel zu einer überdenkenswürdigen Laudatio der Muttersprache aus.

Ins Bild jener Jahre gehört auch der Abschnitt: «Trauriges Glück. Mit kranker Fracht im Sanitätszug unterwegs.» Traugott Vogels weitausgefächerte Hilfsbereitschaft prädestinierte ihn förmlich dazu, zu zweien Malen in der Kriegszeit einen Sanitätszug die Strecke Konstanz–Genf–Marseille und zurück mit verwundeten Soldaten zu begleiten. Aus diesen Seiten (197–209) möchte man ganze Abschnitte als Beweisstücke für Vogels künstlerisch gemeisterte Prosa herausholen.

Autobiographisches und Würdigung Dritter verweben sich zu einem eindrücklichen Ganzen in den beiden Kapiteln «Im Banne der Letter, Johannes Brenner» und «Ein Schüler wird zum Freund, Paul Adolf Brenner». Die Rede ist hier von Vater und Sohn Brenner. Wenn Vogel, wie schon in anderen Kapiteln, auch hier Auskunft gibt über sein dichterisches Schaffen, wie auch über seinen Beruf als Lehrer, so sei doch der Satz festgehalten: «Ich nehme meinen literarischen Lebenslauf nicht so wichtig.» Dass er Lehrer in Dietikon wurde, wollte ihm so etwas wie Fügung vorkommen. Das Charakterbild Johann Brenners, des Vaters von Paul Adolf Brenner, in gültigen Strichen aufzuzeichnen, wird ihm zur Pflicht, weil sich daran die Erinnerung an Paul Adolf Brenner sinnvoll anfügen lässt. Nie verschreibt sich Vogel dem engsten Themenkreis, immer hält er Umschau und tupft die Farben ins erweiterte Zeitbild, so zum Beispiel, wenn er mitteilt: «Da-

mals in den zwanziger Jahren las man einander noch vor aus eigenen streng behüteten Handschriften.» So nützt er jede Gelegenheit, im Zusammenhang mit dem Hauptmotiv die schöpferischen Zeitgenossen miteinzubeziehen und zum Beispiel Max Pulver und Hermann Hiltbrunner als Gegensätze vorzustellen. «In solcher Gemeinschaft wurde ich gehärtet; ich hatte mich an meinen Freunden zu bewähren und erkannte meine Grenzen, aber auch die Möglichkeit des innern Ausbaus.» Vogels Buch ist von der ersten bis zur letzten Seite ein gültiger Beweis dafür, wie glänzend er die Bewährungsprobe bestanden hat. In vertiefter Weise zeigt sich das im Kapitel «Würde und Unwürde der Armut», worin er mit beharrlicher Treue die fragwürdige Lebenskurve von *Ludwig Hohl* nachzeichnet. Wie sehr er in der Darstellung dieser «Chronique scandaleuse» die gerechte Mitte achtet, gleitet er dennoch mitunter ins übergrosse Lob aus.

Als mitbestimmend am Schicksal des Autors bezeichnet er den Verleger und vergisst nicht Worte der Erinnerung und des Dankes an die Adresse des Gretlein-Verlages, der Büchergilde Gutenberg, des Atlantis-Verlages, an die Adresse auch von Josef Stocker-Schmid, vor allem aber an Henry Tschudy, «über den in gemässigten Worten zu schreiben, mir kaum gelingen wird». Mit Recht holt der Autor zu Dank und Anerkennung aus, weil er weiss, dass in der Schweiz «die beschränkte Anbaufläche für geistiges Gut den Verleger zur Vorsicht zwingt und jede Grosszügigkeit vom Geschäftlichen her zu beschränken scheint».

Nicht ohne leise Ergriffenheit liest man die selbsterkennerische Auskunft Traugott Vogels über die Entstehung

dieses Werkes. Er spricht von der Pflicht, sich dem Schaffen der andern zuzuwenden, gesteht dann aber, dass er «vor lauter Hinhorchen auf die andern, sich von sich selbst entfernte und entfremdete». Er blieb seinem Vorsatz treu, jeweils sein Persönliches nur insofern in die Betrachtung einzubeziehen, als es in Zusammenhang gebracht werden konnte mit einem allgemein Gültigen, das heisst, «mein Privates diene lediglich als Anreiz und Vorwand, um vom Sonderfall auf eine weitere Bedeutung schliessen zu können».

Dort, wo er mit seinem Erinnern ins Elternhaus zurückkehrt, entsteht ein «Gedenkblatt für meine Eltern» und nur nebenbei eine bescheidene Selbstbespiegelung. Aus diesem Schlusskapitel hätte sich im Grunde eine selbständige Schrift oder ein Kapitel zu einer Autobiographie gestalten lassen. So aber bleibt Traugott Vogels Vermächtnis das überaus beachtenswerte Werk eines *Mitmenschen*.

In einem Nachwort, betitelt: «*Ein Bürger Alemanniens*» gibt *Hans Rudolf Hilty* Aufschluss über das literarische Bild Zürichs in heutiger Zeit, ohne dass seine an sich willkommenen Mitteilungen Traugott Vogels Gestalt uns dadurch deutlicher veranschaulichten, als das durch Vogels eigene Aufzeichnungen geschehen ist. Dankbar sei vermerkt, dass dem Buch ein über Vogels Schaffen lückenlos aufklärendes Werkverzeichnis beigegeben ist. Uns bleibt der Dank an den Orell-Füssli-Verlag, dass er dieses letzte Buch Traugott Vogels in so würdiger Form und zu einem tragbaren Preis herausgebracht hat.

Friedrich Witz

¹ Traugott Vogel, *Leben und Schreiben*, Achtzig reiche magere Jahre, Druck Orell Füssli Verlag, Zürich 1975.

ERSTPUBLIKATIONEN VON UND ZU
CHARLES EDWARD IVES

1974 hat nicht – etwa wie in der Parallele des Jahrganggenossen Arnold Schönberg – ein Ives-Jahr ergeben. Das erstaunt um so mehr, als mit dem vielgestaltigen Werk dieses amerikanischen Komponisten vor allem in Europa nicht nur eine Rezeptions-, sondern vorerst einmal noch eine Präsentationslücke zu schliessen wäre. Tatsächlich dürfte dem interessierten Musikfreund hierzulande stets noch ein Grossteil von Charles Edward Ives' Partituren unbekannt sein. Ins Bewusstsein des Konzertsaalpublikums ist er auch mit seinen in Amerika meistaufgeführten Werken kaum vorgedrungen. Noch scheint Ives ein Musiker zu sein, der in Europa vor allem einmal Propagierung und erst in zweiter Linie eine kritische Durchleuchtung braucht.

So mag vorderhand jede Beschäftigung mit Ives' Werk und Welt dieser in mehr als nur einer Hinsicht einmaligen Erscheinung förderlich sein. Der in London geborene David Wooldrige nennt sein im New Yorker Knopf-Verlag erschienenen Ives-Buch «A Study» unter dem von einem Ivesschen Kammerorchesterstück abgeleiteten Haupttitel «From the Steeples and the Mountains¹». Der auch im deutschsprachigen Musikraum als Komponist, Dirigent, Fernsehautor und Musikschriftsteller tätig gewesene Autor bringt denkbar breite Spannweiten als nützliche Voraussetzungen für ein solches biographisches Unternehmen mit.

Wooldrige präsentiert sich in seinem Ives-Buch vor allem einmal äusserlich als Musiker. Das Material wird in fünf Grossabschnitten unter Titelbezeichnungen der Musikformen zusammen-

gefasst. Von Ives' Jugenderfahrungen in Danbury bis zu den kompositorisch unergiebigsten Schlussjahren nehmen sich hier Überschriften wie «Prelude», «First Fugue», «Second Fugue», «Stretto», «Pedal Point» überaus poetisch-apart aus. Doch im Rückblick besehen, wollen diese musiktechnischen Bezeichnungen kaum mit dem dargestellten Sachgehalt zur Deckung kommen.

Dieses Ives-Buch überzeugt – was bei einem Musiker doch eher erstaunen mag – im ganzen vor allem durch aussermusikalische Einsichten. Nicht umsonst sind zwei Drittel dieser aufwendigen Publikation eigentliche Lebens- und Umweltbeschreibungen. An Werk-erfahrung setzt sie stets noch Henry Cowells Ives-Biographie von 1955 beim aufgeschlossenen Musikfreund voraus. Dabei fesselt diese jüngere Publikation durch überaus eigenwillige, teilweise sogar hypothetische Ansichten. Eine psychologische und gar psychoanalytische Begründung für Ives' erlahmende Schaffenskraft in den frühen zwanziger Jahren ist mit solcher Unbekümmertheit bis jetzt kaum gewagt worden. Die Benützung von Aussprüchen Harmony Twichells verführt den Autor zu kühnen Schlussfolgerungen in bezug auf das Eheleben der Ives. Belegbares präsentiert sich hier neben blosser Vermutung. Auf weite Strecken liest sich Wooldriges Ives-Buch wie eine Anekdotensammlung. Zwingende Rückschlüsse auf den Musiker in seiner Einmaligkeit lassen sie oftmals kaum zu.

Erst das siebenteilige Schlusskapitel befasst sich mehr oder weniger mit musikalischen Sachverhalten. Aber auch

hier wirken die Zuordnungen der Untertitel zum Anliegen des Autors eher pikant-poetisierend. So berichtet er unter «Three Protests ...» über Erfahrungen mit Ivesschen Orchestermaterialien, die – als mehrfach entstellte Abschriften – während Jahrzehnten für Aufführungen und Schallplattenaufzeichnungen von den Verlegern rücksichtslos benützt wurden. Unter «Variation III» regte «The Celestial Railroad» den Verfasser zu einer Darstellung des amerikanischen Eisenbahnbaus und der Bewegung der Transzendentalisten an. Als kompetenter Fachmusiker erweist sich Wooldrige darin, dass er auf tatsächliche instrumental- und spieltechnische Unmöglichkeiten in Ives' Partituren hinweist. Doch für die Einstellung bei seiner Ives-Publikation mag als bezeichnend genommen werden, dass dieser über 350 Seiten starke Band ohne ein einziges Notenzitat auskommt. Dieser Komponist erweist sich da vor allem als ein Phänomen für Leser und weniger für Musiker.

Eigenwilligkeit zeigt der Autor auch beim Auswahlverfahren der an sich überaus ausführlichen «Select Discography»: Wooldrige lässt aus, was er – nach eigenem Bekenntnis – nicht kennt und was er für technisch und/oder musikalisch ungenügend hält. Dabei übersteigt die Gesuchtheit der Anmerkungen oftmals die Zuverlässigkeit der Information. Nicht selten übernimmt da gerade dieser Autor gern auch überkommene Klischees – etwa, dass «Black singers» qualitativ höhere, espressivere Stimmen und vor allem «more Soul» hätten. Zum anderen will er aber – was in Ives' Produktion fast auf jeder Partiturseite zu widerlegen wäre – diesen Komponisten unbedingt als «WASP-composer» verstanden wissen. Auf-

schlussreich dagegen sind die Illustrationen in Wooldriges Ives-Buch: sie machen den Leser mit wenig bekannten Familien-, Städte- und Landschaftsaufnahmen vor allem aus der Zeit um die Jahrhundertwende bekannt.

*

Ebenfalls als eine Materialpräsentation gibt sich der von John Kirkpatrick zusammengestellte Band «Charles E. Ives – Memos²». Er nennt sich – wörtlich – «ein Quellenbuch, enthaltend alle wichtigsten unpublizierten Schriften von Amerikas grossem Komponisten». «Memos», von Ives selber so benannt, waren Skizzen zu seiner Musik, Kritisches, Autobiographisches und hatten auch manch anderes Gebiet zum Gegenstand. In den späten vierziger Jahren waren Ives' Biographen nur etwa drei Fünftel dieser Notizen zugänglich. Erst 1954, nach Ives' Tod, wurden sie voll verfügbar.

John Kirkpatrick hat sie zu diesem Band angeordnet und kommentiert. Unter «Pretext», dem ersten Teil, sind Ives' Ansichten über Musik, Kritiker und Kritik gesammelt. «Scrapbook» enthält des Komponisten Äusserungen über seine Werke. Der dritte Teil, «Memories», sind autobiographische Erinnerungen. Ein Appendix – es ist der umfanglichste Teil dieser «Memos» – enthält Ives' Werklisten, Schriften zu seiner Familie und zu Bekannten. Eine chronologische Datenliste, ein Werk- und ein Namenverzeichnis vervollständigen diesen Materialband. Abbildungen von Ivesschen Skizzenblättern geben Einblick in Ives' Schrift- und auch Umarbeitungsweise.

Ein ausführliches Vorwort² des Herausgebers legt die Editionsweise dieser

Ivesschen Materialien dar. Seine jahrzehntelange Arbeit, die noch von Ives' Witwe auch materiell gefördert werden konnte, wird Grundlagen bereitstellen zu einem vollständigen Ives-Bild. Vermutlich kann es nicht nur die Diskussion um diesen Komponisten fördern, sondern hierzulande auch die Rezeption seines klingenden Oeuvres.

HINWEISE

Konrad Adenauer

Der 100. Geburtstag Konrad Adenauers ist – man sah es kommen – publizistisch gründlich verwertet, wenn nicht vermarktet worden. Das hat sich keineswegs nur negativ ausgewirkt: neben vielen uninteressanten liegen auch wertvolle Neuerscheinungen über den ersten Kanzler der Bundesrepublik Deutschland vor, so der vom CDU-Kanzlerkandidaten *Helmut Kohl* herausgegebene Gedenkband «Konrad Adenauer 1876/1976». Als Verfasser der Einzelbeiträge konnten Leute von Rang gewonnen werden – eine wahre Prominentengalerie von Wissenschaftern, Politikern und Publizisten. Allerdings: nicht alle berühmten Namen werden den Erwartungen gerecht; neben brillanten Essays – Beispiele: *Alfred Grossers* Analyse der «Rolle Adenauers in der jüngsten deutschen und europäischen Geschichte», *Golo Manns* Schilderung einer «Begegnung mit Konrad Adenauer» – gibt es da Interviews, die eher dürr wirken (etwa Couve de Murville und Willy Brandt). Mit Anstand entledigt sich demgegenüber *Helmut Kohl* der Aufgabe, Adenauers «Erbe und Auftrag» aus seiner Sicht zu skiz-

¹ David Wooldrige, *From the Steepels and Mountains. A Study of Charles Ives*. Alfred A. Knopf, New York 1974. –

² Charles E. Ives, *Memos*. Edited by John Kirkpatrick. Calder & Boyars, London 1973.

Rolf Urs Ringger

zieren. Fazit: Das Werk des «Alten» ist heute, fast zehn Jahre nach seinem Tode, gesichert und weitgehend anerkannt – die Zeit für eine abschliessende Beurteilung, für *die* Adenauer-Biographie, ist aber wohl noch nicht gekommen. (Belser-Verlag, Stuttgart und Zürich 1976.)

Schmunzeln mit Ritschard

Ist Bundesrat *Willi Ritschard* («Ich bin kein Experte, ich war Zentralheizungs-monteur von Beruf») ein zweiter Minger? Der «Arbeiter-Bundesrat», der einzelnen Exponenten seiner Partei zu wenig intellektuell und «ideologisch» ist – was zur inneren Situation der SP gehört –, bricht eine Lanze für das Gemütvolle, das in unserer Politik zu kurz kommt. Nicht in der geschliffen-cleveren Art eines Celio, sondern schlicht. Nun ist kürzlich ein erstes Bändlein (hoffentlich wird es noch weitere geben) mit einer Stilblüten-Sammlung herausgekommen, dem man weite Verbreitung wünschen darf: «Das Wort hat Herr Bundesrat Ritschard...». Gewiss wäre es ein Akt der Höflichkeit gewesen, wenn sich der Verlag schon vor der Herausgabe mit dem Autor der –

immerhin in öffentlichen Reden enthaltenen – Zitate ins Vernehmen gesetzt hätte. Aber wenn das Büchlein nicht vorläge, wären wir jedenfalls um ein Erlebnis ärmer. Das Schmunzeln bei der Lektüre kennt keine Grenzen. Ritschard befürchtet vielleicht, als Sprücheklopfer bekanntzuwerden. Doch im Gegenteil: In diesen Zitaten stecken so viele elementare Einsichten, dass der Autor in ihnen die Statur einer staatsmännischen Persönlichkeit annimmt. Einige Kostproben: «Es findet sich für jeden Blödsinn einer, der ihn macht.» – «Wollen wir anfangen, mit dem Volk zu hadern? Wir haben kein anderes.» – «Als ich Finanzdirektor war, hat man mir immer gesagt, ich solle sparen. Wenn ich fragte, wo – da sagte man mir: bei den Ausgaben.» – «Der Herrgott gibt uns zwar die Nüsse, aber aufknacken müssen wir sie schon selber.» – «Auch die Zukunft ist nicht mehr, was sie einmal war.» – «Die Demokratie ist nichts für Kraftprotzen.» (Benteli-Verlag, Bern 1975.) S. S.

Auf Goethes Spuren

Unter dem Titel «*Der labyrinthische Spazierweg*» legt Kurt Guggenheim ein einfühlsames Werk vor, das getreulich den Aufzeichnungen Goethes über seine Reise nach Zürich, nach Stäfa und auf den Gotthard im Jahre 1797 folgt. Ein Stück Literaturgeschichte? Eher schon die behutsame, auf Dokumente abgestützte dichterische Deutung einer schwierigen Lebensphase Goethes. Guggenheim teilt die Aufzeichnungen des weimarerischen Ministers im Wortlaut mit, verfolgt anhand seiner Notizen und Briefe den Weg des Mannes von an die fünfzig Jahren, tastet ab, was sich da vollzieht: äusserlich ein kunst-

wissenschaftlich und naturwissenschaftlich ausgefüllter Urlaub von Verpflichtungen und ein Ausbruch aus dem Netz menschlicher Beziehungen. Goethe verbringt die Tage in der Schweiz in Gesellschaft des Heinrich Meyer von Stäfa, «Kunst-Meyer» genannt; man kennt die Bestrebungen, die mit diesem Mann verbunden sind, man kennt seine Freundschaft mit Goethe. Was Guggenheim aus der Situation und aus den karglichen Notizen Goethes aufspürt, geht über das literaturwissenschaftlich zu Sichernde hinaus, ist erfüllt, erahnt, erwogen: die Lebenswirklichkeit des Genies, von der Guggenheim, bezogen auf diesen Augenblick in Goethes Leben, schreibt: «Es ging, darf man vermuten, über das Klimatische hinaus, wenn er vom Wetter sprach, <das sich nun bald in den echten mässigen Zustand des Nachsommers setzen wird>. Das klingt wie eine persönliche Hoffnung, wie ein Vorsatz.» Dieser Hoffnung geht der behutsame Leser der Aufzeichnungen nach, erforscht die auslaufende Beziehung zu Barbara Schulthess, das gestörte Verhältnis zu Lavater, den Sinn der Beschäftigung mit Kunst und den Zweck der Reise auf den Gotthard. Je mehr man sich dem Zweiklang aus Goethes Notizen und Guggenheims Ergänzungen und Deutungen anvertraut, desto reicher und überraschender erweist sich das Unternehmen. Es ist ein Werk, das an Guggenheims «Sandkorn für Sandkorn» erinnert in der bescheidenen, aber beharrlichen und getreuen Art, wie hier Spuren eines Menschen und Dichters abgehört werden. Wer kann das noch? Der Band erhält zusätzlichen Wert durch die Reproduktion einer Auswahl von Aquarellen von H. C. Escher von der Linth (Verlag Huber, Frauenfeld 1975).